

Zeitschrift: Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am Departement Architektur der ETH Zürich

Herausgeber: Departement Architektur der ETH Zürich

Band: - (2011)

Heft: 18

Artikel: "Ich bin der Sheriff" : Interview mit Stadtbaumeister Patrick Gmür

Autor: Gmür, Patrick / Jorisch, Philippe / Polach, Tomas

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-919272>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«ICH BIN DER SHERIFF»

Interview mit Stadtbaumeister Patrick Gmür

Patrick Gmür ist seit September 2009 Direktor des Amts für Städtebau der Stadt Zürich. Philippe Jorisch und Tomas Polach begleiteten den vielbeschäftigte Mann auf einer Tram- und Busfahrt zwischen Sitzung und Business-Lunch.

Philippe Jorisch (pj): Sie hatten ein erfolgreiches Architekturbüro und waren verantwortlich für viele wegweisende Wohnbauprojekte. Jetzt haben Sie den Architektenberuf an den Nagel gehängt und sind Politiker geworden – oder noch <schlimmer>: Beamter, eine offizielle Amtsperson.

Patrick Gmür (pg): Ist Beamter denn ein Schimpfwort? Ich denke in jedem von uns steckt ein kleiner Beamter – den muss man nur wecken. (lacht) Nein, meine Hauptaussage ist: Wenn wir Architekten – und jetzt zähle ich mich noch dazu – wieder mehr Einfluss haben wollen und wenn wir uns für architektonische Qualität und guten Städtebau einsetzen möchten, dann müssen die wichtigsten Stellen von uns besetzt sein. Sei es bei der Stadt, bei Banken, Versicherungsgesellschaften, kurz alle Stellen, die irgendwie mit dem Bauen zu tun haben.

pj: Was war der Beweggrund vom Architekturbüro zum Hochbauamt zu wechseln? Spielen sie nicht mehr gerne Lego?

pg: (lacht) Im Ernst: Es gab für mich zwei Fragestellungen, die aufeinander trafen, die mit meiner persönlichen Entwicklung zu tun haben: Einerseits hatte ich als Architekt eine sehr gute Zeit. Ich durfte bauen: Kleine Sachen, grosse Sachen,

grösste Sachen bis zu 200 Millionen Franken, inklusive Hochhäuser. Ich durfte Schule geben: Assistent und Diplomassistent, dann übernahm ich an der ETH Zürich eine Sabbatical-Vertretung von Prof. Arthur Rüegg, anschliessend lehrte ich an der Fachhochschule in Muttenz, wurde Gastdozent, Professor, und schliesslich leitete ich die Architekturabteilung. Irgendwann kam dann die Frage: Was mache ich weiter? Soll ich nochmals zehn Jahre in ein grosses Haus investieren? Die andere Frage ist eine interessante aber auch etwas beängstigende: Welche Architekten sind gut alt geworden? Als Künstler – sei es Musiker, Maler oder Bildhauer – hat man irgendwann einmal den Höhepunkt seiner Karriere erreicht. Auch ein Fussballer ist mit fünfundzwanzig im besten Alter und kann das bis dreissig machen, aber nachher? Hat man in der Architektur immer die Kraft wegen jeder Fuge zu rennen? Oder gibt es vielleicht etwas Anderes? Als ich mir diese Fragen stellte, wurde mir diese Stelle beim Amt für Städtebau angeboten. Die wird nur alle zehn, fünfzehn Jahre frei. Hier bleibe ich bis zur Pensionierung. Es ist eine unglaubliche Chance den Architektenberuf aus einem anderen Blickwinkel wahrzunehmen. Ich kann jetzt sagen, ich bin verantwortlich für die ganze Stadt. Wenn ich das will, gehen alle baulichen und planerischen Fragen über meinen Tisch.

pj: Welche Interessen vertreten Sie jetzt?

pg: Als Architekt vertreten Sie die Interessen eines Bauherren. Ich vertrete die Interessen der Stadt Zürich. Dazu gehören die Anliegen der Bevölkerung – Einwände, Ängste, Kritiken. Diese sollte man sehr wohl ernst nehmen und darauf reagieren. Beispielsweise haben wir uns bei der Volksabstimmung «40 Meter sind genug» stark dafür eingesetzt, bei der Bevölkerung ein Verständnis für das Hochhausleitbild zu fördern. Dieses sieht vor, dass an bestimmten, ausgezeichneten Stellen eben höher gebaut werden kann und meines Erachtens auch muss. So wird der Job politisch.

pj: Was hat denn diese Stadt für Sie persönlich für eine Bedeutung?

pg: Ich bin nicht gerade der Tourismusdirektor, aber eigentlich muss ich diese Stadt lieben. Ich habe eine grosse Sympathie und ein Wohlwollen für sie. Obwohl ich nicht in Zürich geboren wurde, ist Zürich meine Heimat. Und ich glaube, dass wir in der Schweiz privilegiert sind. Zürich ist mit knapp 400'000 Einwohnern eine Stadt von bescheidener Grösse, einer unglaublich hohen Qualität und einer grossen Bedeutung. Man kann darüber diskutieren, aber ich behaupte, wir kommen vor München, vor Mailand. Wir sind in der selben «Europa-Liga» wie Madrid, Amsterdam oder Kopenhagen. Wenn man spezifisch auf den Finanzplatz schaut, stehen wir noch höher. Diese Grösse der Stadt erlaubt, dass man den Berg von Gestaltungsplänen, Baugesuchen, Anliegen der Denkmalpflege und vielen Weiteren gerade noch überblicken kann.

pj: Berlin wäre zu gross für Sie?

pg: (schmunzelt)

pj: Das macht jetzt Regula Lüscher, Ihre Ex-Frau.

pg: Ja, wir haben noch sehr guten Kontakt, wir treffen uns einmal pro Jahr für einen Austausch. Ich verstehe dadurch viel besser worin die Chancen für Zürich liegen, im Gegensatz zu Berlin. Und man muss klar sagen, die Möglichkeiten hier sind viel grösser, denn in Berlin haben Sie kein Geld. Dort muss man die Sachen noch kreativer lösen. Kreativität ist für mich nicht nur, ein Detail so zu zeichnen, dass man die Dampfsperre nicht sieht.

Tomas Polach (tp): Laut der aktuellen Mercer-Studie liegt Zürich bezüglich Lebensqualität auf Platz zwei hinter Wien und vor Genf. Wessen Verdienst ist das, und kann man die Qualität von Stadträumen ökonomisch messen? Gibt es da Wechselwirkungen?

pg: Ja, da gibt es sicher einen Zusammenhang. Aber zur Mercer-Studie: Die prüfen spezifische Werte, damit Städte verglichen werden können; das kulturelle Angebot, die Wirtschaft, der Steuerfuß und andere Faktoren. Die Schweiz hat einen guten geografischen Standort in der Mitte Europas. Wir haben soziale Sicherheit, eine gute Gesundheitsversorgung, gute Universitäten sowie die ETH. Das alles macht uns attraktiv. Zürich war lange auf Platz Eins. Weshalb nicht mehr? Das hat mit dem Kongresstourismus zu tun. Wien ist da viel stärker. Das erklärt auch den Be-

darf nach einem grossen, modernen Kongresszentrum.

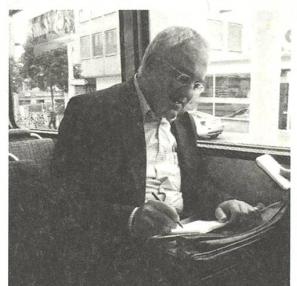
tp: Sie sagen, das Kongresshaus sei gewissermaßen ein Aufputschmittel für die Mercer-Studie. Es rückte damals eher als Politikum in den Vordergrund.

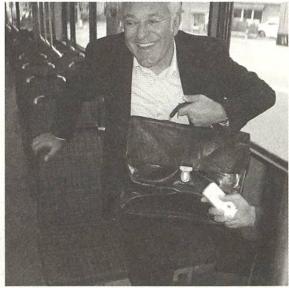
pg: Lassen Sie mich das von unserer Seite her erklären: Persönlich bin ich der Meinung, dass wir uns dem Standortwettbewerb zwischen den Städten stellen müssen. Wie ein Architekt der an einem Wettbewerb mitmacht, um sich zu positionieren. Da macht man nicht mit, um fünfzehnter zu werden, sondern man muss top sein. Daraus soll dann etwas generiert werden. Wenn wir auf Platz eins sind, sind wir attraktiv. Deshalb wird hier investiert, es kommen viele gut ausgebildete Menschen hierher und es wird viel gebaut. Das hat Auswirkungen auf das kulturelle Angebot, auf die Architektur und die Qualität der öffentlichen Räume, und wir als Stadt können wiederum mehr einfordern, gerade gegenüber privaten Investoren. Diese Dinge greifen ineinander wie ein Meccano-Spielzeug. Wenn jemand bei uns investiert, dann begrüssen wir das zunächst, allerdings haben wir hier einen gewissen Qualitätsanspruch. Und somit sind wir wieder am Anfang: An dieser Stelle versucht das Amt für Städtebau den Überblick zu behalten, um die Qualität sicherzustellen und zu fördern.

tp: Kommen wir auf Partikularinteressen zu sprechen. Das per Volksentscheid deutlich angenommene Hardturmstadion wurde erfolgreich hinausgezögert, bis der Investor absprang. Das Toni Areal wurde lange durch einen Nachtclubbetreiber blockiert. Das Kongresshaus und das Nagelhaus wurden vom Volk abgelehnt. Kann man sagen, dass die direkte Demokratie eine Hürde für die innerstädtische Verdichtung ist?

pg: Überspitzt und böse gesagt: In der Schweiz hat man blass mit Infrastrukturbauten wie Abwasserkanälen oder Entlastungsschächten noch halbwegs Chancen auf eine Realisierung. Anderseits ist klar festzuhalten, dass wir auf unser Staatssystem stolz sein müssen. Es ist richtig und wichtig, dass man gewisse Sachen hinterfragt und nochmals über die Bücher geht. Dadurch dauert alles etwas länger. Ein Blick auf das restliche Europa zeigt, dass die Architektur bei uns qualitätsvoller ist, da wir stärker geröntgt werden. In Berlin kann ein Investor einfach «hau-ruck» bauen – dort ist man froh wenn überhaupt jemand baut. Wenn wir den Blick im Ausland lassen: Stuttgart 21 wird uns noch eine Weile beschäftigen. Da hat die Stadt und das Bundesland früh informiert, eine Vielzahl von Studien gemacht, tausend Einsprachen abgewendet und schliesslich die Baubewilligung erhalten. Eigentlich lief alles korrekt, aber man liess etwas ausser Acht: Die Emotionen. Da erhält die Architektur oder letztendlich das Bauwerk eine ganz andere Bedeutung.

tp: Das Bundesamt für Statistik rechnet für die Schweiz zur Zeit mit einem Wachstum von 1.2 Millionen Einwohner auf 9 Millionen bis 2030. In den kommenden zwanzig Jahren müssten demnach zusätzlich so viele Menschen untergebracht werden, wie zur Zeit in der Metropolitanregion Zürich wohnen. Wie weit reicht Ihr Planungshorizont?





pg: Das ist gerade interessant an meinem Amt, dass sich bei mir Vergangenheit und Zukunft treffen. Denkmalpflege und Archäologie sind ebenso wichtig wie Gedanken über die Zukunft. Der Stadtrat entwickelt ein Bild der Stadt im Jahr 2025 und wir erhalten dann zusammen mit anderen Departementen den Auftrag für eine räumliche Umsetzung dieser Idee.

tp: Diese räumliche Idee ist also gerade in Ausformulierung?

pg: Der Prozess ist im Gange. Planung in diesem Sinne ist ein Prozess, der nie abgeschlossen ist. Wir treffen Entscheidungen, welche am nächsten Tag bereits hinterfragt werden und wir müssen wieder von Neuem darauf reagieren. Die aktuelle räumliche Entwicklungsstudie RES ist auf unserer Website <http://www.stadt-zuerich.ch/hbd/de/index/staedtebau_u_planung/planung/raeumliche_entwicklungsstrategie/publikation.html> publiziert. Die Frage nach der maximalen Dichte der Stadt ist dabei eine der Ausgangslagen: Welche Reserven haben wir noch im Rahmen der heutigen gesetzlichen Vorgaben?

pj: Was ist nun das Maximum, das sie noch aufnehmen wollen?

pg: Ohne Probleme sicher noch 30'000 Einwohner.

pj: Relativ zu 1.2 Millionen ist das aber nicht gerade viel.

pg: Natürlich, das sind die Fragen, die wir uns stellen müssen: Welches Wachstum wünschen wir uns? Welche qualitativen Ansprüche haben wir? Wo sind die Grenzen? Vor allem können wir aber von der Stadt Zürich aus die Frage des Wachstums nicht alleine lösen; wir müssen ebenso über das Wachstum in den angrenzenden Gemeinden sowie im gesamten Kanton sprechen.

pj: Von Wollishofen bis Leutschchenbach – über diese Grenze hinaus haben Sie nichts mehr zu sagen?

pg: Dort endet mein Einflussbereich. Deshalb sind unabhängige Studien wie zum Beispiel «Der Zürichsee als Projekt» von Roger Diener und Marcel Meili wichtig, weil sie diese Grenzen knacken und überregionale Visionen haben.

pj: Wie gewichtig ist Ihre Stimme verglichen mit denen anderer Gemeinden?

pg: Zürich ist unbescheiden formuliert der Motor der Schweiz. Jeder vierte Franken der Schweiz wird in Zürich erwirtschaftet. Wir haben in unserer Verwaltung eine hohe Professionalität, wie Sie es vergleichbar nur noch in Winterthur finden – vielleicht auch in Uster. Das ist unser Vorteil; wird in Zürich etwas eingeführt – wie zum Beispiel der Zweitstundenschatten für Hochhäuser – dann wird genau beobachtet, wie wir das lösen. Durch diese Vorbildfunktion ist der Einfluss ziemlich gross.

pj: Mies van der Rohe hat einst gesagt, dass man mit dem Bauherrn nicht über das Bauwerk, sondern über seine Kinder und deren Schule reden sollte.

pg: (lacht) Da hatte er wahrscheinlich recht.

pj: Worüber sollte man mit Politikern nicht sprechen?

pg: (lacht) Über die Politik! Ich verstehe Mies van der Rohe und habe solche Situationen als Architekt selbst erlebt. In der Politik gibt es aber Leute, die beauftragt sind, uns auf die Finger zu schauen und da gibt es nur einen Weg: Offen und ehrlich alles auf den Tisch legen.

pj: Keine Tricks?

pg: Besser gleich mit offenem Visier kämpfen. Die Schwierigkeit besteht darin, sich eine präzise sprachliche Terminologie der Ökonomie, der Sozialwissenschaften und in energetischen Fragen anzueignen. Es gibt Leute mit Krawatte, denen die Halsschlagader anschwillt, wenn man ausschliesslich mit gestalterischen, städtebaulichen Aspekten argumentiert. Diese sprachliche Schärfung von Ideen kommt wiederum den Projekten selbst zugute.

pj: Polis und Politik haben den gleichen Wortstamm. Trotzdem war noch nie ein Städtebauer oder Architekt im Bundesrat. Woran könnte das liegen?

pg: Positiv formuliert, haben wir den interessantesten Beruf der Welt und darum wenig Gründe in die Politik einzusteigen. (schmunzelt) Es ist jedoch tatsächlich eine Schwächung der Position des Architekten in der Gesellschaft, dass er sich zu wenig mit politischen Fragestellungen auseinandersetzt und nicht im Gesetzeswesen mitwirkt. Wenn wir als Architekten Einfluss haben möchten, müssen wir darum auch Positionen in der Politik besetzen. Sie sind jetzt junge Architekten und Sie werden wiederum ganz andere Bedingungen antreffen als unsere Generation. Ich empfehle Ihnen, in diesem Bereich Ihre Energie einzusetzen. Sicherlich ist es wichtig schöne Häuser und schöne Räume zu bauen. Das reicht aber bei weitem nicht aus: Sie werden noch sehen, wie Sie von oben herunter gefräst werden und zwar mit dem «Kill-Bill-Schwert». Gewisse haben dann nicht mal mehr die Unterhosen an. (lacht)

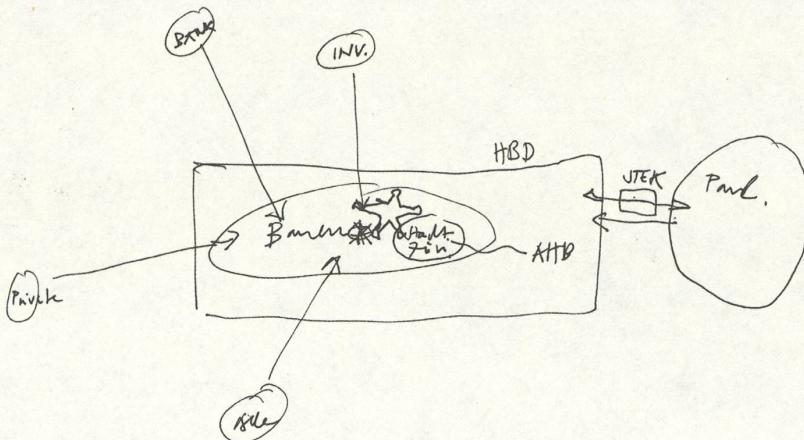
pj: Die Architekten sollten also Abstand nehmen von ihrer «Eigenbrötlerei»?

pg: Dies ist ein dringender Aufruf die Architektur wieder als Teil eines Ganzen zu begreifen. Damit überhaupt Architektur entstehen kann, müssen vorher eine ganze Reihe von Bedingungen erfüllt sein. In Zürich gibt es Wachstum. Das ist ein Privileg. Anders sieht es bei schrumpfenden Städten aus. Ein gutes Beispiel ist die IBA (Internationale Bauausstellung) in Sachsen Anhalt, dort stellen sich ganz andere Fragen. Dort wird nicht mehr gebaut, sondern man versucht die Abwanderung in den Griff zu bekommen. Die IBA ist deshalb vielmehr ein soziales Projekt. Es klingt zwar unrealistisch, dass Zürich zu einer schrumpfenden Stadt werden könnte, aber vor zwei Jahren hätte sich auch niemand gedacht, dass unsere Banken derart ins Schleudern geraten könnten.

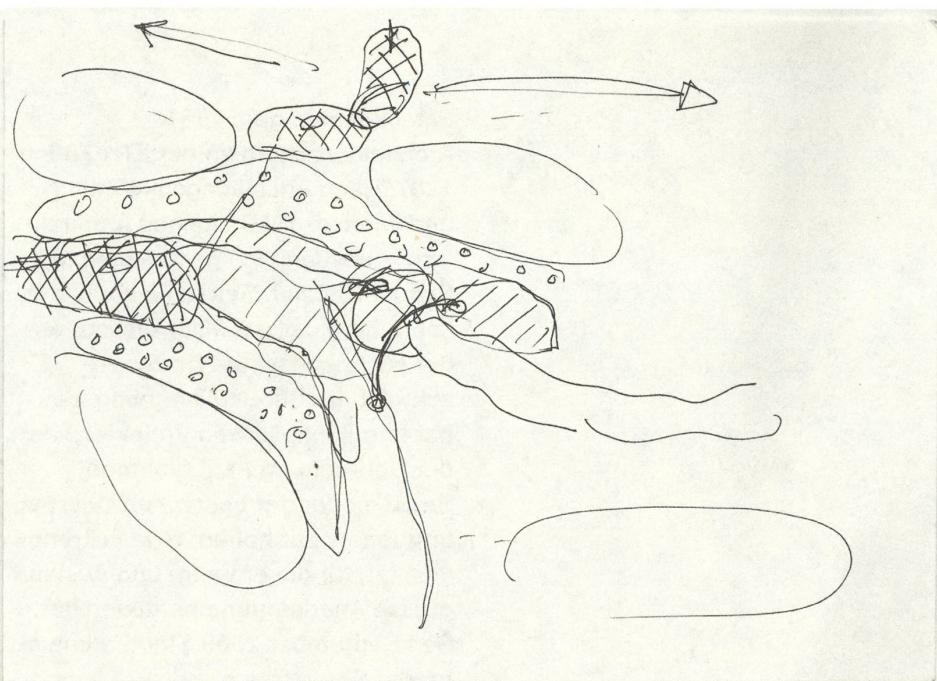
pj: Die architektonische Sichtweise bietet die grosse Chance künstlerische und technische Aspekte zu vereinen. Trotzdem werden uns permanent Kompetenzen abgesprochen. Sollte sich vielleicht am

In der Mitte ist das Bauen. Darin gibt es die öffentlichen Bauten der Stadt Zürich, also Krankenhäuser, Schulen, Altersheime. Dafür ist das AHB (Amt für Hochbauten) verantwortlich. Aber alle Privaten, die bauen, koordiniert das AFS (Amt für Städtebau). Wir beraten diese Bauherren hinsichtlich der städtebaulichen Einordnung, der Qualität und so weiter. Da kommen jetzt tausend Striche rein: Investoren, Fonds, Banken, GU's, TU's, auch Private, die z.B. nur ein Dachfenster reinsetzen wollen.

Um mich herum ist das HBD (Hochbaudepartement). Es gibt neun Stadträte. Jeder hat ein Departement, André Odermatt führt das Hochbaudepartement. Er ist mein politischer Chef. Und die Exekutive wird wiederum von der Legislative kontrolliert. Jedes Departement hat eine Spezialkommission, die zwischen die Legislative und die Exekutive geschaltet ist. Diese setzen sich jeweils nach Parteiparität zusammen. Unsere ist die Stadtentwicklungscommission (SK HBD). Und ich bin hier in der Mitte, der Sheriff. Das ist der Sheriffstern.



Der Zürichberg, der Käferberg und der Üetliberg als grüne Flächen stellen eine topografische Qualität dar, an welchen Sie sich in Zürich immer orientieren können – in etwa so, wie sie sich in Berlin am Fernsehturm orientieren können. Dann gibt es die durchgrünten Gebiete, in denen sich die Villenquartiere befinden. Ich denke, dass wir damit vorsichtig umgehen sollten; wird dort zu sehr verdichtet so verschwinden die Bäume. Im Gebiet Zürich West wird hingegen eine Neuorientierung unter anderem durch ein Hochhausgebiet ermöglicht. Neu-Oerlikon ist in der Entwicklung bereits weiter fortgeschritten und der Bahnhof wird folgen. Leutschenbach ist ein Gebiet mit Wachstumspotential, allein schon weil es nahe beim Flughafen liegt. Ebense das Limmattal, weil es in der Ebene liegt und auch gut mit dem Velo zu erreichen ist. Wir werden noch staunen, was der Durchgangsbahnhof Löwenstrasse für Auswirkungen haben wird. Eine Idee, welche diese Entwicklungen weiter denkt, wäre ein Tunnel zwischen Stadelhofen und Enge, damit man gar nicht mehr in das Zentrum hinein müsste: «Die Stadt der kurzen Wege».



Architekturstudium etwas ändern, um dieser Diskrepanz entgegen zu wirken?

pg: Ich denke das Architekturstudium ist eine wunderbare Ausbildung. Sie lernen gesamtheitlich zu denken. Architektur können Sie lernen ohne Vorlesungen zu besuchen. Sie stellen sich eine Aufgabe – zum Beispiel ein fünf Sterne Hotel auf einem Bergspitz – legen sich drei Monate ins Zeug und haben am Ende eine Lösung für das Rätsel. Sie brauchen dafür weder ein Labor oder sonstiges – im Prinzip genügt Ihnen ein kleines Tischchen. Letztendlich lernen Sie in einer komplexen Art und Weise zu denken. Dies ist der universelle Vorteil, den wir Architekten wieder verstärkt einfordern sollten.

pj: Also entwickelt sich der Architekt vom Raumgestalter zum Prozessgestalter?

pg: Im Städtebau zumindest: Ja. Ein grosser Teil unserer Arbeit im Amt für Städtebau ist Prozessgestaltung. Dazu gehört die Entwicklung, Kontrolle und Eröffnung von Prozessen. Wir bringen die richtigen Leute zur richtigen Zeit am richtigen Ort zusammen und nehmen dabei eine gesamtheitliche Sichtweise ein. Wenn Sie zum Beispiel einen Experten für Schienenverkehr in eine Aufgabe mit einbeziehen, interessiert ihn plakativ formuliert letztendlich nur der Kurvenradius.

pj: Ist ihrer Meinung nach die Idee der autonomen Architektur obsolet geworden?

pg: Die Autonomie ist eine Extremposition und natürlich auch wichtig um Besonderes zu erschaffen und Vorstellungen zu ermöglichen. Es kann sich aber kaum einer leisten, ganz autonom zu sein. Negativ formuliert, wird die Autonomie dann zum Autismus. Im Baukollegium haben wir in den letzten vier Jahren 136 anspruchsvolle Geschäfte behandelt und schliesslich sind nur acht realisiert worden. Eine besondere Rolle nimmt dabei die Kommunikation ein: Es nützt Ihnen nichts, wenn Ihre Architektur sogenannt autonom ist, jedoch bloss von einem exklusiven Kreis von Gleichgesinnten verstanden wird – dann scheitert sie vor der Öffentlichkeit. Darum sind die guten Architekten immer auch gute Kommunikatoren.

tp: Im politischen Umfeld kann man es sich also gar nicht leisten, autonom zu sein?

pg: Ich denke, gerade das ist der Schlüssel zur Schnittstelle zwischen Architektur und Politik – Autonom und gleichzeitig mehrheitsfähig zu sein.

Patrick Gmür, geb. 1961
Architekturdiplom an der ETH Zürich 1987. Nach Anstellungen in Zürich und Wien ab 1989 eigenes Architekturbüro, anfänglich gemeinsam mit Regula Lüscher. Seit 1989 auch in der Lehre tätig, zuletzt als Professor an der Fachhochschule Nordwestschweiz. Im Bereich Wohnungsbau hat er mit innovativen Projekten wie der Überbauung Paul Clairmont-Strasse oder der bekannten Überbauung James auf hohem Niveau Trends gesetzt, für die er im In- und Ausland grosse Anerkennung gefunden hat. Seit September 2009 Stadtbaumeister der Stadt Zürich.